



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

meiner geschichtlichen Erfahrung erklären. Das Zerschlagen zu großer Güter kann der Staat nicht allein erlauben, sondern er muß es auch befördern; gerade auf verkleinerten Flächen kann der wohlhabende Gutsbesitzer mehr als auf großen leisten, das zeigt das Beispiel von Belgien; das Zusammenlegen kleiner Ackernahrungen aber muß der Staat nach meiner Ansicht durch Gesetze verhindern; das Geld hat sonst im Laufe der Zeit zu großes Übergewicht, es kauft so wie in Irland und Italien alle kleinen Landbesitzer aus und verwandelt sie in elende Pächter."

(Fortsetzung folgt)



## Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?



uf dem letzten Katholikentage zu Dortmund wurde eine „Resolution“ gefaßt oder, mit andern Worten, die unbewiesene Ansicht ausgesprochen, es sei mit der katholischen Unterhaltungslitteratur der Gegenwart recht gut bestellt. Kein guter Katholik, so hieß es weiter, brauche auf diesem Gebiete zu den Erzeugnissen der Modernen, der evangelischen Christen, der Liberalen, kurzum der Nichtkatholiken zu greifen; die Dichter des Katholizismus genügten vollkommen. Den Wortlaut dieses zufriednen „Beschlusses“ über den Zustand der katholischen Belletristik der Gegenwart habe ich augenblicklich leider nicht vor mir; aber der Sinn der Kundgebung bewegte sich durchaus in dieser Richtung. Ich vermute, daß der eifrige Rektor Huppert aus Mainz, der schon mehrfach in katholischen Blättern durch seine seelsorgerische Begutachtung der Kunst ein gewisses Aufsehen gemacht hat, der geistige Vater dieser seltsamen Resolution ist.

Zugleich gingen auf diesem Katholikentage die ersten Exemplare einer Schrift von Hand zu Hand, worin mit überzeugendem Nachdruck und ungewöhnlichem Geschmack in der Beurteilung unsrer litterarischen Erzeugnisse genau das Gegenteil von dieser Behauptung nachgewiesen wurde. Die Schrift: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Eine litterarische Gewissensfrage,“\*) hat einen Mann zum Verfasser, der sich geradezu auffällig von dem im allgemeinen ziemlich tiefstehenden kritischen Vermögen seiner Glaubensgenossen abhebt, einen Mann von feiner litterarischer Bildung, guter Belesenheit und

\*) Mainz, Franz Kirchheim. 82 Seiten. 1 Mark.

sichrer Beherrschung der stilistischen Mittel. Seinen Namen hat er nicht genannt; „Beremundus“ nennt er sich auf dem Titelblatt. Die Schrift hatte in drei Wochen schon die zweite Auflage (drittes und viertes Tausend) erlebt, obwohl sich meines Wissens die angesehenern katholischen Zeitschriften noch nicht dazu geäußert hatten. Seitdem der Würzburger Rektor, Professor Dr. Schell, seine zwei aufrüttelnden Broschüren ins Publikum geworfen hat, ist im „katholischen Lager,“ wie man ja leider sagen muß, eine gewisse Bewegung bemerkbar. Schell verlangte, alles in allem, eine größere Frische und Unbefangtheit in der Bethätigung seiner Konfessionsgenossen, wobei er nach der evangelischen Seite hin gewisse Grenzberichtigungen vornahm; Schell zog die Umfassungslinien seiner Konfession und Kirche weiter, er idealisirte die Aufgaben der katholischen Kirche, er verlangte lebendige Thatkraft in und mit der Kultur der Gegenwart. „Man darf — so rief er seinen seelsorgerisch befangnen Freunden zu — nicht überall gleich den Satan und den Satanismus wittern: gewiß neigt man umso lieber dazu, weil der gefinnungstüchtige Wille damit dem Verstande die härteste Arbeit abnimmt und zudem im Verdienste frommer Denkweise prunkt. Es ist nicht gut, im Protestantismus nur das allmähliche Ausreifen des sündlichen Abfalls und des hochmütigen Trozes zu sehen, d. h. eine Entwicklung, an welcher der Katholik das Schickal des Unkrautes beobachten kann, wenn er nur in gemessener Entfernung davon bleibt wie Sona von Ninive!“

Hiermit hat der Würzburger Professor unsrer Empfindung nach den Kernpunkt der Frage getroffen. Die Kirche, einst ein Sauerteig der Kultur, ja die geistige Herrscherin auf allen Gebieten, hat seit der Renaissance und der deutschen Reformation ihre überragende Stelle und führende Rolle bei Millionen europäischer Menschen, die trotzdem Christen geblieben sind, verloren. Man hat nun, insbesondre in Deutschland und unter dem Einfluß der jesuitisirenden Richtung, vielfach inbrünstig oder mit Mitteln der Klugheit daran gearbeitet und darauf gewartet, daß die „abgefallnen“ Christen in den Schoß der Kirche zurückkehren würden. Man hat von Rom aus und in allen Kirchen und manch einer auch persönlich um diese Heimkehr der verirrtten Schafe eifrig gebetet. Es haben auch in gefühlswelchen Zeiten, wie etwa in der Romantik, manche Übertritte oder vielmehr Rücktritte stattgefunden. Aber der Bestand blieb im wesentlichen durch dreihundert Jahre fast unverändert. Und als sich nun gar aus diesem abtrünnigen Deutschland das Kaisertum von 1870, und zwar gerade aus dem protestantischen Preußen, entwickelte, während Osterreich, das gut katholische, ebenso aufs Haupt geschlagen wurde wie das katholische Frankreich: da raffte sich der verzweifelnde Katholizismus zu einer gewaltigen Anstrengung auf. Der Vatikan verkündete sein Unfehlbarkeitsdogma, und zugleich formten die deutschen Katholiken das Zentrum. Ich weiß nicht, ob man recht daran thut, Bismarck und seiner Politik den Kulturkampf so überwiegend

zuzuschieben: die tiefere Neigung ging, wenn man die Entwicklung psychologisch betrachtet, vom Katholizismus aus, der sich nun, auf innere Gemüts Eroberungen verzichtend, nach außen hin trotzig, wie zur Abwehr, zusammenballte. Der Kulturkampf war denn auch, obgleich er einen gewissen Eifer in der verfolgten Kirche entfachte, doch nur ein äußerliches Gezänke, eine Miniaturausgabe der religiösen Landeskämpfe der Reformationszeit, und hat auf beiden Seiten nicht zu religiöser Vertiefung beigetragen; nur die Verbitterung ist durch diese lediglich kirchenpolitischen Kämpfe auf beiden Seiten gefördert worden, indem der Kulturkampf uns Protestanten vollends in einen gewissen flachen Liberalismus und ein spekulationslustiges wissenschaftliches Professorentum hineintrrieb und die katholischen Deutschen mit ihrer Seelsorgerei fast wie in einem neuen Ghetto abschloß.

Inzwischen haben wir beide immer unabweisbarer die Empfindung, daß wir mit derlei Gehader nicht vom Fleck kommen, daß vielmehr die schrankenlose Erwerbsgier, der Haß der untern Klassen, die Verwirrung in religiösen Dingen gerade durch unsern Zwiespalt gezeitigt werden und uns alle beide zu überwuchern drohen. Und aus dieser erschreckenden Beobachtung heraus sind Stimmen wie die oben genannten zu verstehen; sie sind deshalb auch von uns freudig zu begrüßen. Laßt uns nach Gemeinsamem suchen, das ist ihr Grundton; laßt uns wieder mit voller Kraft mitarbeiten in diesem Reich und dieser Kultur, denn wir vernachlässigen unsre Pflicht, wir haben das Ganze aus dem Auge verloren, wir sind mit verantwortlich für den seelischen, sittlichen und materiellen Untergang so vieler Tausende! Darum: Unbefangtheit, ihr jüngern Katholiken, und etwas Herzlichkeit, ihr jüngern Protestanten! Und damit ihr euch zu beidem aufschwingen könnt: sittlichen Mut, das zu bleiben, was ihr seid, und doch den andern verstehen! Ich hoffe nicht irre zu gehen, wenn ich dies für die Voraussetzung halte, unter der auch die Äußerung unsers Veremundus verstanden sein will. Er wendet die Klagen und Mahnungen Schells und des Freiherrn von Hertling auf die katholische Litteratur an. Zwar läßt er ein Hauptgebiet, das Theater, gänzlich beiseite; hier sind die Zustände so gewerbsfreiheitlich heillos, daß zunächst weder Katholik noch Protestant in diesen Augiasstall eingreifen kann. Zudem: was ist dem guten Katholiken das Theater, und nicht bloß dem guten Katholiken, auch gewissen orthodoxen evangelischen Kreisen? Eine Lasterhöhle, eine unsittliche Anstalt — so ungefähr; und leider liegt diesem unbehaglichen Gefühle eine nicht ganz unrichtig beobachtete Zeitererscheinung zu Grunde. Veremundus spricht also lediglich von der Unterhaltungslitteratur, von der epischen Prosadichtung, vom Roman und von der Novelle.

„Die bei weitem überwiegende Zahl der alljährlich erscheinenden Romane und Novellen — beginnt er allgemein — hat mit der Kunst und im besondern mit der Dichtung so gut wie gar nichts zu thun. Sie sind entweder Not-

produkte erwerbsbedürftiger Schriftsteller oder Früchte weiblicher Schreib- und Fabulirseligkeit, sofern ihnen nicht in fast gleich vielen Fällen nur der Ehrgeiz, litterarisch von sich reden zu machen, oder die Absicht, durch sie Ideen zu kolportiren, Gevatter gestanden hat. Sie sind gleichgiltig für die Litteraturgeschichte; denn sie erfinden nichts, sie schaffen kein neues Leben und vernichten keins, letzteres höchstens, wie Eichendorff sagt, durch ihre eigne Langweiligkeit: den Konsumenten aber sind sie Futter für die verschiedensten Bedürfnisse, worunter dasjenige poetischer Anregung, künstlerischer Erhebung jedenfalls an allerletzter Stelle steht. Von einer solchen Litteraturgattung überhaupt mit Ernst zu reden, ist schwer, und man kann es angesichts des thatsächlichen Mißbrauchs der Romanform zwar nicht gutheißen, aber doch begreifen, wenn der Roman als solcher von ernstern Männern mit Geringschätzung behandelt und höchstens wegen seiner unterhaltenden Form noch für gut genug erachtet wird, um bestimmten Ideen damit größere Verbreitung zu geben" (S. 4).

Seine Glaubensgenossen zu einer lebhaften Beteiligung an solcher flachen Romanfabrikation aufzumuntern, fällt natürlich dem Verfasser nicht ein. „Wir haben das Bedürfnis nach einer für das katholische Volk geeigneten Litteratur, die höher steht als die vorhandne" (S. 5). Höher als die vorhandne — mit dieser Wendung erweitert sich die Schrift zu einer Anregung von allgemein litterarischem Wert. Und nun kommt der Verfasser in einen gewissen Zwiespalt. Ihm ist bewußt, und aus diesem Gefühl heraus schreibt er auch, daß Kunst eben Kunst ist, und daß gute und große Kunst für Katholiken wie Protestanten gleich gut und gleich groß ist. Zugleich aber hat er doch in diesem besondern Fall die Aufgabe, seiner katholischen Gruppe von guter und echter Kunst zu plaudern. Es entschlüpft also auch ihm das Zugeständnis, von einem „katholischen Roman" zu reden. Und was versteht er denn unter diesem so sonderbar abgegrenzten und definirten Roman? Man müßte billigerweise erwarten, der Verfasser könnte schlechtthin nur den katholischen Tendenzroman mit dieser Bezeichnung meinen und damit künstlerisch zugleich brandmarken. Thatsächlich verwirft aber Beremundus, wie er scharf hervorhebt, den Tendenzroman an und für sich als widerkünstlerisch, gleichviel welches die Tendenz sei. Und er spricht dennoch von einem „katholischen Roman"? Meint er etwa ein Kunstwerk, das einen katholischen Stoff behandelt? Das wäre doch eine recht äußerliche Bezeichnung. Man denke sich etwa einen „protestantischen Roman," weil etwa ein protestantischer Pfarrer nebst „Milieu" darin künstlerisch gestaltet wird!

Ich kann mir, nach der Sprache abgegrenzt, einen „deutschen Roman" im Gegensatz zu französisch geschriebnen Büchern denken; ich kann sogar dieses „deutsch" tiefer fassen und von „echt deutsch" sprechen, insofern die nationale Stammesart, das nationale Gemüthsleben der Deutschen darin im Gegensatz zum Auslande besonders reich zum Ausdruck kommt. Aber wie biegsam ist

schon der Begriff „echt deutsch“ und „national,“ obwohl ihm doch ein fester landschaftlicher und historischer Wurzelboden zu Grunde liegt. Aber „katholischer Roman“? „Die Kunst, die Dichtung — erklärt Beremundus — will nur das Menschlich-Bedeutungsvolle, reine Menschlichkeit darstellen“ (S. 10). Soweit vortrefflich und ganz unsre Ansicht! Sofort aber fällt unserm Ästhetiker wieder sein ethisch-religiöser Standpunkt ein, und er fährt in sehr schiefer Linie fort: „Menschlich-Bedeutungsvoll im höchsten Sinne des Wortes ist aber das Verhältnis des Menschen zu Gott, zur Religion.“ Hier stuzen wir schon; dieses „aber“ und „im höchsten Sinne des Wortes“ ist ästhetisch nicht gerechtfertigt. „Menschlich-Bedeutungsvoll“ ist alles: die Falstaffstimmung so gut wie das Ringen eines Faust; menschlich-Bedeutungsvoll ist Sancho Pansa so gut wie Don Quichote, der unreife Romeo Shakespeares ist es so gut wie das reife Schöpfungsgemälde Michelangelos. Das Verhältnis zur Religion und zu Gott ist in seelischer, ethischer und religiöser Hinsicht freilich außerordentlich wichtig, ja die Klärung dieses Verhältnisses ist eine innere Notwendigkeit für jeden von uns. Aber künstlerisch ist die Schilderung dieses Verhältnisses an und für sich um kein Haar wichtiger als die Schilderung sämtlicher anderer Lebensvorgänge und Seelenerlebnisse, die eben ein volles Weltbild ausmachen. Und Nachschaffung des ganzen göttlichen Weltbildes ist die einzige Aufgabe der Dichtkunst. Der Dichter hat sich, wenn ich mich dogmatisch ausdrücken darf, lediglich an den ersten Artikel des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses zu halten, der von Gott, dem Vater, handelt: als ein kleiner Gottvater schaut auch er in die Welt und schafft dem großen nach. Daß ihm als Christen und Menschen der zweite Artikel, Erlösung durch den Sohn, und der dritte, Läuterung durch den heiligen Geist, vorher persönlich nötig waren oder sein mochten, ist eine Sache für sich, ist ein persönlicher Entwicklungsprozeß in der einzelnen Seele. Es ist daher schief, wenn Beremundus in der angefangnen Gedankenverbindung fortfährt: „Ohne religiöses Empfinden, Sinnen, Ahnen, Zweifeln, Kämpfen, Glauben, Hoffen, Lieben ist ein wahrer, warmblütiger, harmonischer Mensch gar nicht zu denken; und wenn daher ein christlicher Dichter einen solchen Menschen schildert, so wird er ihm ganz unabsichtlich und wie von selbst ein Stück seiner eignen Seele geben, wahres, religiöses Leben, das sich spontan und immer in bedeutungsvoller, auch menschlich ergreifender Weise äußern muß. Ein solches Werk nenne ich einen katholischen Roman, und wenn auch nichts spezifisch Katholisches darin vorkommt“ (S. 10). Nein, ein solches Werk ist eben doch nur ein christlicher Erbauungsroman, und dieser Erbauungs- oder Befehrungsroman ist nur wieder eine feinere Form des vom Verfasser selbst so scharf gezeißelten Tendenzromans. In dem jetzt auf katholischer Seite üblichen Tendenzroman (etwa Konrad von Wolandens) wird freilich wesentlich der kirchliche Grundton festgehalten; hier nun hätte sich die Tendenz auf das Seelische, das Christliche gerichtet, also

nur verinnerlicht und verfeinert. Ich halte diese ganze Definition eines „katholischen Romans“ für verunglückt, weil der Begriff selber ein Widersinn ist. Das Beiwort katholisch ist in der Phraseologie der Kunst schlechthin unzulänglich.

Glücklicherweise liegt den übrigen, sehr besonnenen und verständigen Ausführungen des Verfassers diese Begriffsbestimmung gar nicht zu Grunde. Vielmehr legt Beremundus in einem eignen Kapitel „Zur Charakteristik der epischen Prosa dichtung“ seine in der That sehr hohe Auffassung von epischer Poesie dar. Durchaus richtig ist seine Grundauffassung, von einer künstlerischen Ausgestaltung dieser noch so jungen Dichtungsform, des Romans und der Novelle, könne noch so gut wie gar nicht die Rede sein. Am höchsten vom künstlerischen Standpunkt aus stellt Beremundus den plastischen, „marmorklaren,“ innerlich aber doch leidenschaftlich bewegten C. F. Meyer. Im übrigen ist der Roman, sei es im Stil, sei es in der Stoffwahl oder der Stoffumrahmung (besonders was überflüssige Betrachtungen oder Schilderungen anbelangt), in der That eine bisher noch ziemlich oberflächlich behandelte Kunstform, die ihn noch sehr in die Grenzgegend der echten Poesie rückt. Wenn nun aber Beremundus an eine Schrift des Kritikers Mauerhof anknüpft und sich auf die Definition festlegt, der Roman habe in der dichterischen Form auf Homer zurückzugehen und sich seinen künstlerischen Zweck aus dem Drama Shakespeares zu entlehnen; er müsse daher eine klarbewußte Handlung innerhalb einer bestimmten künstlerischen Idee in der vorbildlichen Darstellungsweise des alten Epos zu Gehör bringen — so ist hieraus noch nicht zu erkennen, wo denn hier die Grenzen zwischen dramatischer und epischer Betrachtungs- und Gestaltungsweise zu suchen sind. Warum den „künstlerischen Zweck“ nicht auch aus Homer holen, warum aus Shakespeare? Und soll dieser Zweck aus dem Dramatiker oder aus dem christlich vertieften Dichter schlechthin geholt werden? Wenn mit diesem Zweck die „handelnde Leidenschaft“ (im Gegensatz zu konventionellem Handeln) gemeint ist: sollte nicht damit ein gut Stück dramatisches oder gar tragisches Dichtertum in diese Begriffsbestimmung des Epischen hineingeraten sein? Mir will scheinen, als ob Mauerhof bei allen seinen Definitionen durchaus einseitig von der tragischen Poesie ausgeht, die ja, seelisch gemessen, in der That die tiefste Fülle unsrer Stimmungen und Leidenschaften aufwühlt, die aber innerhalb der gesamten Kunst eben doch nur ein Teil vom Ganzen ist, so gut wie ein Ahasver oder Prometheus doch nur Teile des Weltbildes sind. Für Kleists tragische Grundstimmung hat Mauerhof deshalb volles Mitempfunden; auf Goethe, den harmonischen, schimpft er bei jeder Gelegenheit in mitunter recht unziemlicher Tonart, und noch ungerechter ist der verbohrtete Ästhetiker gegenüber Schiller. Dieser Gefahr, aus einer einzelnen Stimmung und einer einzelnen Definition das bunte organische Leben zu begutachten, ist auch der freiere Beremundus gelegentlich verfallen.

Alles in allem aber ist sein hartnäckiges Dringen auf reine, strenge, tief durchdachte Kunst, auch im Roman, gegenüber dem lässigen Erzählerton der herkömmlichen Liebes- und Problemgeschichten wahrhaft wohlthuend.

Man muß dieses Kapitel reiflich mitgedacht haben, wenn man sich über den strengen Maßstab, den Veremundus im folgenden Kapitel („Unsre Autoren“) an die bestehende katholische Belletristik anlegt, nicht wundern will. Eigentlich weiß er nur zwei männliche Erzähler zu nennen (Hansjacob läßt er absichtlich weg): Anton Schott und Ad. Jos. Cüppers. Diesen beiden stellt er zwölf Frauen gegenüber: Brackel, Herbert, Sünst, Reidegg, Goldegg, Ludolf, Haupt, Silien, Jakob, Pütz, Lingen, Beldenz. Da kommen also auf einen Mann sechs Frauen! Man hat ihm zwar, wie ich sehe, in einem etwas widerspruchsvollen und diplomatischen Leitartikel der Kölnischen Volkszeitung vorgeworfen, daß dieses Verzeichnis lückenhaft sei; aber die drei Männer, die der betreffende Rezensent weiß, machen den Kohl auch nicht fett und verdienen, soweit ich ihre Werke kenne, keineswegs eine besondere Hervorhebung, wenn sie auch in ihrer Art ganz achtbare Schriftsteller sind. Es bleibt also auch bei der katholischen Gruppe unsrer deutschen Brüder das grimmige Wort Webers in Geltung:

Den Büchertisch besorgen die Weiber,  
Und Staatskunst lehren die Zeitungsschreiber. . . .  
Was wird das? — Schlage das Wetter drein!  
Das ist eine Welt vor Schmerz zu schreien!

Und der Kölnischen Volkszeitung entfuhr ja selbst vor einiger Zeit (Nr. 213, 1895) das bezeichnende Wort: „Seitdem die Freiin von Brackel schweigt, fehlt der führende deutsche katholische Romancier.“ Nun, wie hoch oder tief der Kunstwert selbst einer Freiin von Brackel einzuschätzen ist, ersehen wir an der Hand einiger scharfer, aber gerechter Analysen unsers Veremundus mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Gegenüber dem Ideal, das er im vorhergehenden Kapitel aufgerichtet hat, ist da das Geständnis und Ergebnis gar nicht überraschend: „Wir haben nichts, rein gar nichts.“

Es ist das Anregende an dieser Schrift, daß ihre Mahnungen und Untersuchungen viel weiter reichen, als der Titel und der Text an sich besagen. Dieses „Wir haben nichts, rein gar nichts“ könnte man mit einiger Strenge auf den ganzen Roman der Gegenwart anwenden, der, von dem sorgsamem C. F. Meyer abgesehen, von jeher teils zu einem unkünstlerischen Überwuchern der Betrachtung, teils zu einer unplastischen, lässigen, alltäglichen Prosa neigte. Hierin sind uns, wenigstens was den Stil und die künstlerische Knappheit der Stoffgruppierung betrifft, die Franzosen der Gegenwart überlegen. Es ist zu viel „Zeitstimmung“ in unsern Romanen und zu wenig Entfagung zu Gunsten absoluter künstlerischer Reinheit der Form und des Inhalts.

Die zwei weitem Kapitel: „Moralische und künstlerische Kritik“ und „Die wahren Ursachen unsrer litterarischen Rückständigkeit“ wenden sich wieder zum größern Teil an die katholische Gruppe unsrer Reichsgenossen. Es ist in der That seit dem Kulturkampf ein Hervortreten des seelsorgerischen Standpunktes in der Anschauungsweise der Presse und der Litteratur der Katholiken offenkundig. Und es sind überall Anzeichen vorhanden, daß man dort dessen bewußt wird. Die genannte ausführliche Rezension der Kölnischen Volkszeitung und eine nicht minder eingehende, aber viel frischer zustimmende der Zentrums-Korrespondenz pflichten gerade diesen Kapiteln unsrer Schrift rückhaltlos bei. Außere Teilnahmlosigkeit an den allgemeinen künstlerischen Bestrebungen der Nation, Mangel an innerm Interesse, Engherzigkeit, Brüderie, mangelhafte Zustände auf dem Gebiete der Kritik — das sind die Hauptvorwürfe, die Beremundus seinen Freunden zurnst. Alle diese Mißstände fließen aus der einen großen Quelle: Absetzstellung, Trennung von dem innerm Leben und Weben der andern Deutschen durch den Kulturkampf. Wir haben katholische Buchhandlungen, katholische Dichter, katholische Erbauungs- und Unterhaltungsbücher, katholische Bearbeitungen und Ausgaben von Werken aller Art — kurz, das Wort „Katholisch ist Trumpf“ ist zu einer Art fixen Idee geworden, die bei manchen vortrefflichen Menschen das ganze Weltbild verschiebt. Ein guter Katholik läßt bei katholischen Schustern und Schneidern arbeiten, ruft nur einen katholischen Arzt ans Krankenbett, kauft nur bei Katholiken, verkehrt nur mit Katholiken, betrachtet die ganze Welt, vom Schuhnagel, den er verliert, bis zu den Steuern, die er zahlt, nur unter dem Wahlspruch: „Katholisch ist Trumpf.“ Das ist plastisch ausgedrückt, aber im Wesen nicht übertrieben. Ist doch ein stetes und treues Festhalten an Kirche und Bekenntnis bis ins kleinste hinein für solche verfolgten Geister gleichbedeutend mit einem Ringen nach der ewigen Seligkeit. So sehr ist das Religiöse auf jener Seite mit dem leidigen Kirchenbegriff und dem äußerlichen Namen „Katholisch“ verwachsen; so sehr ist das frische und unbefangne Handeln durch ein stetes Schielen nach einem außerhalb stehenden Wegweiser unterbrochen, immer wieder unterbrochen. Ich bin kein besondrer Freund des Evangelischen Bundes, so wenig wie des Ultramontanismus: mögen sich diese kirchenpolitisch vielleicht in den Verhältnissen begründeten Richtungen bekämpfen. Aber auf dem Gebiete künstlerischer Arbeit ist Unbefangenheit die erste Bedingung. Und auch diese Schrift eines treuen Katholiken ist eine einzige, eindringliche Bitte, zurückzukehren zur Unbefangenheit und dann zu frischer Thatkraft, die alle Verbitterung und Engherzigkeit abgeworfen oder besser: innerlich überwunden hat.

Es ist hier nicht der Ort, den weitem Gedanken, die durch diese Schrift angeregt wurden, nachzugehen. Wird auf dem hier und früher von Dr. Schell eingeschlagenen Wege auf jener Seite fortgeschritten, so ist zu hoffen, daß der jetzt schlummernde Edelsinn in den Reihen unsrer katholischen Deutschen zu

neuem Leben aufwache und mit uns andern arbeite an der gemeinsamen Kultur, auf dem gemeinsamen Wurzelboden des Vaterlandes. Ich schließe mit den Schlußworten unsers Unbekannten: „Ein Wandel wird nur dann eintreten, wenn wir unser Wirken in der Zeit, mit den Mitteln und in der Sprache der Zeit als unsre Pflicht erkannt haben. In der Erfüllung der erkannten Pflicht werden wir dann auf diesen Gebieten allmählich heimischer, und mit der größern Vertrautheit wird unsre innere Teilnahme geweckt, unser Verhältnis auch zur schönen Litteratur und Kunst wärmer, thatkräftiger. Möchte es dieser Broschüre gelingen, nach dieser Seite hin einen kräftigen Anstoß zu geben. Dann wird es ihrem Verfasser gleichgiltig sein, ob man sie im einzelnen angreift, beleidet oder tadelt.“

\* \* \*

Die vorstehenden Betrachtungen waren schon geschrieben, als dem Referenten, der ziemlich aufmerksam Tagespresse und Zeitschriftenlitteratur zu verfolgen pflegt, einige sehr bezeichnende Auslassungen der katholischen oder der ultramontanen Presse zu Gesicht kamen. Zunächst eine neue Äußerung der Kölnischen Volkszeitung (Nr. 846, drittes Blatt), ein Aufsatz „Ästhetische Irrlichter“ aus der Feder des Jesuiten Gietmann. Dieser würdig gehaltene Artikel ist für einen Teil der katholischen Auffassung von Kunst, für die Auffassung, die vorzugsweise von Geistlichen vertreten und damit zum Dogma erhoben wird, ein bezeichnendes Beispiel. Und seine Antwort war an und für sich zu erwarten. Denn dem tiefern Beobachter entgeht es nicht, daß sich in der vielbesprochenen Broschüre des Veremundus eine Laienstimme mit Bewußtsein gegen die Bevormundung des Klerus regt, und hier führt nun ein Ästhetiker des Klerus einen Gegenschub. Wie gestaltet sich diese Entgegnung? Hier einige Proben: „Mit großem Nachdruck wird von Veremundus alle »Brüderie« verurteilt. Es mag ja sein, daß der Verfasser nach dieser Seite mit unvernünftigem Eifer zu kämpfen gehabt hat; aber er irrt, wenn er meint, für Kinder und für die Familie seien die echten Romane nicht. Wer liest sie denn mehr als gerade diese?“ Kinder und Familie! Sie also werden von Pater Gietmann als Hauptpublikum eines „echten Romans“ gedacht! Nun, dann allerdings, bei solcher Anspruchslosigkeit brauchen sich reise und tiefgebildete Männer nicht weiter zu bemühen, den Roman zu einer wahrhaft vornehmen Kunstform, zu einer Abspiegelung der tiefsten und allseitigsten Vorgänge, Fragen und Charaktere dieses Erdenlebens zu erhöhen. Eine gute, pädagogisch sorgsam durchdachte Jugenderzählung genügt.

Weiter unten lesen wir einen Satz, den man gleichfalls herausnehmen und mitteilen muß: „Wenn irgendwo, so muß bei der Erotik (in Poesie und Roman) auch ein moralischer Maßstab angelegt werden, und dies in korrekter Weise zu thun, dazu hat der Priester einen besondern Beruf.“ Es fällt einem schwer,

diesen ernstesten Ausführungen gegenüber ein ernstes Gesicht zu behalten. Dem tollen Othello, der Schlange Kleopatra, Correggios „Leda mit dem Schwan,“ der fessellosen Leidenschaft Tristans und Isolbens, der Sommernachtsliebe Romeos und Julias — all diesen und vielen andern wilden Stimmungen und großen Leidenschaften gegenüber, die wir normalen Menschen nur als immer und immer wiederkehrendes Aufbäumen ungewöhnlicher Naturen anstaunen, vielleicht auch tief, aber machtlos beklagen können — will der „Priester in korrekter Weise einen moralischen Maßstab anlegen!“ Fühlen Sie denn nicht, verehrter Pater Gietmann, daß diese seelsorgerischen Ausdrücke auf diesem Gebiete völlig verfehlt und unzureichend sind? Aber weiter: ein dritter Grundsatz und Einwand Gietmanns fügt sich ganz logisch an diese beiden ersten an. Veremundus hat mit Nachdruck und vollem Recht, fußend auf einer tatsächlichen Errungenschaft der neuzeitlichen Ästhetik, den Selbstzweck aller Kunst betont. Das klingt ja in der That beinahe ungesetzlich, liberal, autoritätsfeindlich, ist aber auch für den konservativsten Ästhetiker ein unbedingt annehmbarer und beweiskräftiger Satz, wenn man ihm nur ein wenig Nachdenken gönnt. Wenn das künstlerische Schaffen richtig erkannt wird als ein lauterer Widerspiegeln der Welt mit all ihren Gestalten und Geschehnissen, geordnet vom künstlerischen Verstand, beurteilt und eingereicht vom Gewissen des Künstlers — so liegt es doch auf der Hand, daß die Persönlichkeit, die wahrhaft künstlerisch thätig ist, so in Anschauung, Empfindung und Gestaltung während ihres Schaffens aufgeht, und daß all ihr Widerspiegeln derart Ausfluß ihres Wesens ist, daß der Ästhetiker nur dieses Wesen und dieses Schaffen feststellen und beurteilen, nicht aber moralisiren kann und darf. Das letzte geht den Menschen an und ist freilich Sache des Seelsorgers, nicht Sache des Ästhetikers; denn eine menschlich unsittliche Sache kann dennoch höchst künstlerisch und genial geformt oder ausgesprochen werden, das müssen auch die Gegner Voltaires oder Heines anerkennen. Mit einer radikalen Verurteilung ist es hier eben nicht gethan; es gehört die Überwindung des Wissenschaftlers und die Unbefangenheit eines gereiften Mannes dazu, hier zwischen Künstler und Menschen scharf zu unterscheiden.

Aber noch mehr, man kann weiter gehen und selbst diese Unterscheidungen zwischen Mensch und Künstler fallen lassen: und der ästhetische Grundsatz von der Einheitlichkeit aller Kunst behält dennoch recht. Man kann nämlich — und das ist schon ein wichtiger Satz Goethes, von Jean Paul ganz zu schweigen! — den Begriff „Schönheit“ so voll und tief fassen, daß das Menschlich-Sittliche, das Charakterischöne darin inbegriffen ist. Nicht aus seelsorgerischen Gründen, sondern aus rein ästhetischen — Ästhetik freilich tiefer und weiter gefaßt — würden dann Erscheinungen wie Heine in ihrer Gesamtheit verworfen werden, wie das heute thatsächlich auch von nicht-konservativer Seite vielfach geschieht. Und so, in diesem vertieften Sinne, will

offenbar auch Veremundus die betreffenden Ausführungen gefaßt sehen, wie das deutlich aus der Broschüre hervorgeht. Es ist also nicht sehr gründlich gedacht, wenn Pater Gietmann folgendes schreibt: „Schönheit, wahre und echte Schönheit schließt den Nutzen, den geistigen und sittlichen Nutzen, nicht aus“ — wir verbessern sofort: wahre Schönheit ist geistiger und sittlicher Nutzen. Und ebenso wenig Einblick in des Künstlers Wesen verrät der Satz: „Der Künstler erfüllt seine Aufgabe als Mensch sehr schlecht, wenn er an nichts denken will, als an die durch eine schöne Darstellung — Herr Gietmann verwechselt »schön« offenbar mit dem oberflächlichen »hübsch« oder »gefällig!« — zu erzielende Befriedigung des Publikums. Man wendet vielleicht ein, der rechte Nutzen komme von selbst. Gut, dann hat das Verbot des Zweckes [Veremundus »verbietet« nicht, sondern als richtiger Ästhetiker stellt er nur fest!] noch weniger Grund. Kann man denn zwei Zwecke nicht zugleich anstreben und auch erreichen, wenn dieselben so innig wie hier miteinander verbunden sind?“

Zwei Zwecke zugleich anstreben und auch erreichen — das ist wieder eine Phrase, die in eine reifere Ästhetik nicht hineinpaßt, die das Schaffen des grübelnden Dilettanten und kleinen Talents vielleicht ausreichend bezeichnet, dem seherischen Gestalten des wahren und großen Dichters jedoch nicht im geringsten entspricht; denn dessen Schaffen und Schauen ist wie ein Naturereignis, hinter dessen kraftvoller Stimmung und Fülle der Empfindung Spießbürgerworte wie „Zweck anstreben“ in wesenlosem Scheine zurückbleiben. Hinweise auf die gotischen Dome und Palestrinas Kirchenmusik ändern daran nichts: nicht um einen religiösen „Zweck“ zu erreichen schufen diese Männer, sondern aus ihrer gesamten religiösen Empfindungswelt und dem Geist ihrer Zeit heraus, also gerade umgekehrt. Es ist uns nach alledem nicht wunderbar, wenn der priesterliche Ästhetiker seine moralisierende Auffassung in den stilistisch nicht eben glücklichen Worten zusammenfaßt: „Für uns Katholiken gilt der Grundsatz, daß der Künstler seine Gottesgabe in den Dienst höherer Zwecke stelle, daß er durch dieselbe, soweit er dies mit den Mitteln seiner Kunst vermag, der menschlichen Gesellschaft wahrhaft nützlich und förderlich werden und so dieselbe (!) auch zu einem Hebel der Tugend und der religiösen Gesinnung machen solle.“ Das klingt bieder und erbaulich; und die elende Halb- und Scheinkunst des Tendenzromans jeder Art ist glücklich wieder gerettet.

Diese echt Gietmannsche Betrachtung, die den gegenwärtigen Tiefstand der katholischen Ästhetik trefflich charakterisiert, ist immerhin in vornehmer Sachlichkeit gehalten. Dafür ist ein Artikel der Augsburger Postzeitung (Nr. 214) umso würdeloser und leider für den schlechteren Teil der katholischen Presse, die augenblicklich dort so starke „Hexenpresse,“ nicht minder bezeichnend. Es ist ein altes, durch und durch religiös und sittlich verwerfliches, aber freilich in

dieser Welt wirksames Mittel in jeder Art von Presse: die Person des Gegners zu schmähen, wenn die Sache sich nicht recht widerlegen läßt. Diese Gepflogenheit ist in der ultramontanen Presse ganz besonders zu Hause, die so gern und so gedankenlos auf „Autoritäten“ schwört. Und so hat denn der Bayrische Kurier der Welt mitgeteilt, daß der vielumzante Beremundus niemand anders sei als — Dr. Joseph Müller, ein Priester und Privatgelehrter in München (unter andern Verfasser eines ganz ausgezeichneten Buches über Jean Paul). Sofort fällt nun das Augsburgsberger Blatt über diesen Unglücklichen her; drei Spalten lang wird seine Persönlichkeit derart heruntergerissen, und zwar außer allem Zusammenhang mit der Broschüre, daß einem der nervöse Gelehrte ordentlich leid thut. Man höre folgende bezeichnenden Wendungen: „Es dürfte an der Zeit sein, den künstlichen Glorienschein, den die anonyme »Autorität« des Beremundus sich auf sehr billige(?) Weise erborgt hat, ein wenig auf seine Echtheit zu untersuchen. Alle Welt fragt: Wer ist Beremundus? Und wenn man keine abkühlende Antwort parat hat, dann setzt sich in immer weitem Kreisen die Meinung fest, ein gewaltiger, achtungsgebietender Mann, eine unantastbare katholisch-litterarische Autorität stecke hinter dem Pseudonym.“ Nicht wahr, wie bezeichnend dieses Suchen nach dem Namen und dann dieses einmütige Herfallen über den Namen und den Mann, eine Methode, die von Luther bis Döllinger so wirksam gewesen ist!

So fällt denn das Augsburgsberger Blatt mit vollem Haß über Dr. Müller her, zählt ihm seine sämtlichen Sünden und Nichtsünden (z. B. daß er selber noch nicht genug Werke geschrieben habe!) mit Erregung auf, um dann mit folgenden klassischen Worten auch die weiter gar nicht widerlegte Schrift des Beremundus einfach aus der Welt zu schaffen: „Ist der Mann, der vor etlichen Jahren noch in solcher Weise der katholischen Bewegung [Dr. Müller hatte sich über die Leistungen eines katholischen Volksvereins, also eine ganz einzelne Sache, absprechend geäußert!] in heller Feindschaft(!) gegenüber stand, als legitimer Kritiker und Oberzensor über katholische Presse und Litteratur, als hochstehende Autorität in Sachen der katholischen Belletristik, als bahnbrechender Reformator ohne Fehl und Tadel anzuerkennen? Unsre Antwort lautet: Nein!“ Gut gebrüllt! Und so ist denn für dieses gründliche und sachliche Blatt die Sache abgethan: der thatsächlichen Gründe wird mit keinem Worte Erwähnung gethan, die Person des Verfassers wird beschimpft und dann wird gefolgert: Was kann ein solcher Mensch zu sagen haben? Nichts! Wie man auf unsrer Seite über diese Ihre Kampfweise denkt, meine Herren, ist Ihnen schon oft in feiner und grober Tonart gesagt worden; es ist unnütz, Ihnen das hier zu wiederholen.

Das wahrhaft Ergößliche in diesem einzelnen Falle ist freilich dies: Dr. Joseph Müller ist gar nicht der Verfasser! Und so ist dem armen Manne ganz ohne Zweck coram publico der Kopf gewaschen worden. Auch die Bonner

Reichszeitung hat diese Gehässigkeiten sofort nachgedruckt, dasselbe Blatt, das früher, vor der nunmehr von wenigen geführten Heze, über die verfehlmte Broschüre unter anderm folgendes geschrieben hat: „Es ist eine harte Strafpredigt, die uns der Verfasser hält, aber es wäre thöricht, ihm das übel zu nehmen: denn er hat vollständig recht.“

Und damit sei genug. Veremundus, ein „überzeugungstreuer Katholik,“ wie auch Pater Gietmann ausdrücklich betont, hat, von den besten Absichten geleitet, sein kleines Buch geschrieben, daran ist nicht zu zweifeln. Es wird Sache der frischeren Elemente des Katholizismus sein, die dort angeregten Fragen in vornehmer und sachlicher Form weiter zu erörtern.



## Bilder aus dem vlämischen Bauernkrieg (1798)

Von Tony Kellen

(Schluß)



Das Blut der gefallenen Rebellen schrie um Rache. Die Bauern waren entschlossen, bis aufs äußerste zu kämpfen, um das Vaterland zu befreien. Und es muß gesagt werden, ihnen allein gebührt der Ruhm dieses Kampfes, denn die Städte verhielten sich passiv. Hätten diese ihre Mitwirkung nicht versagt, so hätte der Krieg jedenfalls einen andern Ausgang genommen. Nur die Bewohner von Löwen, die über die Unterdrückung ihrer Universität erbittert waren, schienen eine Ausnahme machen zu wollen, aber die Verwaltung ließ rechtzeitig Vorkehrung treffen, um das Eindringen der Bauern in die Stadt zu verhindern. Am 25. Oktober zog ein förmliches Bauernheer gegen Löwen. Die Vorhut allein war dreitausend Mann stark. Die Bauern hatten genug Flinten und Pulver, aber es fehlte ihnen an Kugeln. Durch einen Kesselschmied ließen sie sich Kugeln gießen, und nun ging es gegen Löwen. *Leven de boeren! Leven de jongens!* Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem Kampfe, der jedoch unentschieden blieb, da sich beide Parteien nach einigen Verlusten zurückzogen. Nachdem die Republikaner Verstärkungen erhalten hatten, marschierten die Bauern nach Diest und Aerschot zurück. Hunderte von Bauern fielen noch bei den verschiedenen Zusammenstößen im Drabantener Lande, in der Wallonie und im Hennegau. Die Dörfer wurden von den Republikanern in Brand gesteckt, und viele Menschen kamen darin um. Aber auch die Franzosen mußten, wie es in einem zeitgenössischen Berichte heißt, *grooto karren* mit ihren Toten füllen.

In Paris wurde das Direktorium ungeduldig. All die Siege, die die Republikaner über die Bauern errungen hatten, vermochten den Aufstand nicht niederzuwerfen. Man sandte deshalb nach Brüssel den Befehl, die Streitkräfte zusammen zu ziehen und mit großen Massen vorzugehen. Aus dem Norden Frankreichs, aus